

# Volkshblatt

Insertionsgebühren  
Betragt für die 4 gespaltenen  
Zeilen für den Raum 15 Pf.;  
für Vereins- und Berammlungs-  
anzeigen 10 Pf.

Inserate für die künftige Nummer  
müssen spätestens bis vormittags  
10 Uhr in der Expedition aufge-  
geben sein.

für Halle und den Saalkreis.

Organ zur Wahrung der Interessen der werktthätigen Bevölkerung.

Redaktion und Expedition: Geiſtſtraße 24, 2. Hof II.  
Telegraph-Adresse: Volkshblatt, Halle a. S.

Nr. 8.

Halle a. S., Sonnabend den 10. Januar 1891.

2. Jahrg.

## Die Kohlensteuer.

Wer bezahlt eine solche? Wir alle bezahlen sie in diesem Augenblick, und zwar ist es nicht der Staat, der sie von uns einfordert, sondern die Kapitalmacht, resp. ein Teil derselben in Gestalt der Kohlenbarone. Der Kapitalismus geht dabei viel ungenierter vor als die Staatsgewalt. Wenn die letztere eine Steuer erheben will, so ist dazu erst die Einwilligung der Volksvertretung erforderlich; so weit haben wir es in modernen Staat glücklicherweise so ziemlich überall gebracht. Auch zur Verwendung der Steuererträge gehört die Zustimmung der Volksvertretung, und wenn sie auch heute nicht nach unseren Wünschen geschieht, so ist doch eine Art Kontrolle vorhanden.

So wenig auch das Steuersystem des Klassenstaats dem allgemeinen Interesse entspricht, muß doch betont werden, daß die Art, wie der Kapitalismus seine Steuern erhebt, unendlich rückfälliger ist, als die des Staates. Die Kapitalisten, wenn sie das Volk besteuern wollen, haben nicht erst die Einwilligung einer Volksvertretung einzuholen; sie haben sich höchstens einigermaßen nach den Verhältnissen des Weltmarktes zu richten. Der Kapitalismus lastet mit einer tausendfachen Besteuern auf allen Konsumenten und die neue Kohlensteuer ist nur ein Teilchen davon, das wir alle aber empfindlich genug verspüren.

Wenn der Staat Geld und neue Steuern braucht, so hat er die Pflicht, erst das Bedürfnis nachzuweisen. Die Kohlenbarone haben eine solche Pflicht nicht; sie schreiben einfach ihre neue Kohlensteuer in Gestalt der höchsten Kohlenpreise aus und das Publikum muß sie bezahlen, wenn es nicht frieren oder mit teurem Holze heizen will.

Was die kapitalistische Kohlensteuer wohl notwendig gemacht hat? Haben die Kohlenbarone, die Aktionäre und die Grubenverwalter vielleicht Mangel leiden müssen? Man wird nicht wohl annehmen dürfen, daß die Herren zu wenig „Unternehmensgewinn“ eingekassiert hätten, um davon leben zu können; im Gegenteil haben die Bilanzen der verschiedenen Hüttenwerke den Beweis geliefert, daß recht hohe Dividenden und recht niedrige Löhne gezahlt worden sind. Trotz alledem haben sich die Grubenverwalter jetzt mitten im Winter nicht geniert, zu einer Preissteigerung zu schreiten. Sie geben an, es sei augenblicklich Mangel an Kohlen, was erstens nicht in dem behaupteten Umfang richtig und zweitens noch kein Grund ist, die Preise in die Höhe zu treiben. Zweitens wird an-

gegeben, es drohe ein Streik der Bergarbeiter und man müsse mit den Kohlen zurückhalten, was einerseits gänzlich aus der Luft gegriffen ist und andererseits eine Preissteigerung gleichfalls nicht rechtfertigt. Nein, die Sache liegt sehr einfach: der große Kohlenring, d. h. die Kohlengrubenbesitzer haben die Zeit für günstig gefunden, ihre Taschen zu füllen; es handelt sich einfach um eine gewinnfüchtige Spekulation, die gar keinen anderen Zweck hat, als die Einkünfte der Kohlenbarone zu erhöhen. Deshalb wird einfach die Kohlensteuer ausgeschrieben und die Strenge des Winters benutzt, sie einzutreiben. Niemand kann sich weigern, sie zu bezahlen, denn die Kälte ist ein unnachlässiger Tretator. Die Konkurrenz ist durch den Krieg ausgeflossen und die ganze mancherlei Bourgeoisweisheit geht dabei in die Brüche. Mit ausländischen Kohlen aber kann nur ein Teil von Deutschland versorgt werden, da uns die Wasserwege mit dem billigen Transport fehlen.

Wenn auch bei uns hier am Plage die Kohlenkrisis nicht mit so heftigen Nachwirkungen wie anderwärts auftritt, so ist es doch interessant genug, diese Erscheinung auch aus der Ferne in ihrer ökonomischen Bedeutung zu betrachten. Wir empfehlen sie besonders jenen, welche nicht müde werden, danach zu fragen, wie sich die Zukunft gestalten wird. Hier haben wir einen Ausblick in die Zukunft. Der Großbetrieb monopolisiert sich die Herstellung der notwendigsten Lebensmittel und Gebrauchsgegenstände und die Versorgung der Gesellschaft mit denselben. Eisen, Kohle, Petroleum und hundert andere Dinge hat er bereits in den Bereich seiner Monopole gezogen. Das Kapital erlangt hierdurch einen Machtbereich, der größer ist als der des Staates selber. Es versteht sich von selbst, daß die ganze Gesellschaft abhängig ist von denen, die ihr die unentbehrlichen Lebensbedürfnisse liefern. Der Großhandel wird mit der Zeit alles an sich ziehen und einige Gesellschaften werden allein Korn und Wehl und dergleichen liefern, da sie alles vor der Zeit aufkaufen, soweit ihnen nicht der Grund und Boden selbst gehört. Mittelfristig geringe Anzahl von „Ringen“ die ganze Gesellschaft nach Belieben besteuern und ausbeuten. Dieses System ist augenblicklich noch im Entstehen begriffen; es wird aber bald einen ungeahnten Umfang erreichen und alles verschlingen, was an kleinen Betrieben zwischen ihm und dem Konsumenten liegt.

Das ist die unvermeidliche Entwicklung des heutigen kapitalistischen Betriebssystems; sie wird die Menge

von Betrieben groß und klein zu einer Reihe von Monopolen verdichten und diese werden in den Händen weniger Großkapitalisten bleiben. Diese werden dann die wahren „Könige der Welt“ sein und werden von ihrer Uebergewalt einen Gebrauch machen, den niemand mehr entgegen kann. Die ganze übrige Gesellschaft wird sich entziehen müssen, diese Produktionsform durch eine andere zu ersetzen, wenn sie nicht in Sklaverei dahinvegetieren will.

Es ist das Verdienst des wissenschaftlichen Sozialismus, diese Entwicklung erkannt und ihr sein System angepaßt zu haben. Alle anderen wirtschaftlichen Theorien nehmen auf diese Entwicklung zu wenig oder keine Rücksicht und müssen, je mehr sie vorzueilen, um so veralteter erscheinen. Dies ist besonders von dem sogenannten Manchesterium zu sagen.

Die Stärke des modernen Sozialismus beruht aber gerade darin, daß er berechnet, was sich aus unseren Produktionsverhältnissen mit Notwendigkeit entwickeln muß. (S. E.)

## Politische Uebersicht.

— Jetzt ist die Sozialdemokratie aber ganz weiß verloren, schon so gut wie vernichtet! Papsit Leo XIII. hat dem von Windthorst und Konforten gegründeten „katholischen deutschen Volksverein zur Bekämpfung der Sozialdemokratie“ seinen apostolischen Segen gesendet. Und das heißt nach katholischem Dogma so viel wie der Segen Gottes selbst. Das betreffende Schreiben des Papstes, gerichtet „an die geliebten Söhne Dr. Ludwig Windthorst, Franz Brandis und Karl Tieborn“, hat nach der „Germania“ folgenden Wortlaut:

„Wie Ihr aus Eurem Briefe vom 8. Dezember mit Freude erfahren, habt Ihr und andere hervorragende Männer ein Werk unternommen, das Eurer Frömmigkeit und Umsicht würdig und den Bedürfnissen der Zeit durchaus entsprechend ist. Nachdem Ihr die Gefahr erkannt, die Eurer Vaterlande und Eurer Religion von den schändlichen Lehren und den Wagnissen einer droht, die den Untergang der Kirche und der gesellschaftlichen Ordnung (1) herbeizuführen beschließen, habt Ihr rechtzeitig beschlossen, ihrem Beginn mit männlicher Entschlossenheit entgegenzutreten. Und zwar habt Ihr dies weislich unter der Führung und den Segenswünschen Eurer hochwürdigsten Bischöfe gethan, indem Ihr einen Verein katholischer Männer aus ganz Deutschland bildet, die mit Wort und Schrift, sowie auf jede erlaubte Weise jene erbitterten Feinde des Gemeinwohlens Widerstand leisten und ihr Vermögen einsetzen sollen. Da ferner Euer Unternehmen ein Derartiges ist, daß niemand, dem Religion und Glauben, dem Sitte und Bestand der öffentlichen Ordnung, dem Familie und Eudherheit des Lebens am Herzen liegen, seine Zustimmung verlagern kann, so find wir in der sichern Ueberzeugung, daß

## „Im Glend.“

Nach einem polnischen Motiv von Kasimir Kanemann.

Rachbrud verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Er zog den Stiefel aus und zeigte an der Wade eine breite Narbe infolge der Perquetschung.

„Armer Teufel!“ brummte Taras mit Teilnahme. „Du wurdest also von allen Seiten angefallen.“

„Na! Vielleicht ist's nun zu Ende. Ich habe heute morgen mit dem Gutsputzer gesprochen. Knott hat mich zum Pfluge gedungen. Ich soll morgen den Diener antreten. Ich bleibe schon lieber da, wo ich geboren bin.“

„Da hast Du Recht“, pflichtete der Alte bei und begann etwas im Stroh unter dem Kopfstissen zu suchen.

Durch das Wühlen des Herrn im Stroh aufmerksam geworden, erhob sich der Schäferhund Spitz, der bisher ruhig daliegend dem Fremden zugehört, auf die Beine und sprang um den Alten, mit dem Schweife wedelnd, herum. Die Schafe schienen durch die Anwesenheit Werbas nicht weniger verärgert zu sein. Sie näherten sich in Haufen. Lorenz wollte sie für die ihm geschenkte Aufmerksamkeit belohnen und reichte dem Leitwammel, der sich an die Spitze stellte, das abgebrannte Zigarettenende. Der Schöps ergriff es mit den Zähnen, roch und schnoberte daran und lief pustend

davon; die Herde stob auseinander und drängte sich furchtbar in eine Stallecke zusammen.

„Ha ha, die Bestie!“ lachte Werba belustigt auf. „Du glaubst wohl, es sei ein Kuchen, wie?“ Der Hund wurde ungeduldig und begann zu belln.

„Marsch, Du unnützer Fresser, Du!“ schrie der Schäferhirt ihn an.

Spitz ließ den Schweif traurig hängen, während sein Herr aus dem Stroh nebst einer Flasche auch ein stattdliches Stüd gekostet, in Papier gewickelten Hammelfleisches hervorzog.

„Auf Deine Gesundheit!“ sagte Taras, die Flasche zu einem tüchtigen Schluck an den Mund führend.

„Auf die Curige!“ erwiderte Lorenz, als er die dargebotene Flasche emporhob. „Donnerwetter! . . . das brennt,“ fügte er dann hinzu.

„Ja, ist ein Wachholberschnaps,“ meinte der Alte. „Ich bereite ihn selber. Findet weit und breit keinen gleichen. Ich gieße Spiritus auf Wachholberinde und laß ihn dann eine Woche stehen. Dann kommt Eisenrinde, Brennesselwurzel und Zimmet dazu. Er hat Kraft . . .“

„Das hätte ich auf dem Bahnhofe im Winter brauchen können,“ meinte Werba.

„Ein Schluck schadet jede Krankheit zurück. Ich habe auch damit mir und andern mehr als einmal die Knochen gerade gestreckt. Noch einen Schluck! Es kann nicht schaden.“

Beide zogen nun wieder einen Schluck aus der Flasche. Die Augen des Burischen leuchteten, der Alte leuchtete tief.

„Ich nun ein Stück Fleisch,“ lud der Alte ein. „Es ist frisch. Ich habe gestern geschlachtet, die Engländer erstickten sie.“

Dem Fleische wurde tüchtig zugeprossen. Spitz schwänzelte so lange, bis er auch für sich ein Stück erbetelte.

„Du bleibst also auf dem Hofe?“ nahm der Alte nach einer Pause das unterbrochene Gespräch wieder auf.

„Ja, hab' wenigstens eine Unterlunft und bin unter den Meiningen. Will mich gleich morgen nach einem Quartier umschauen.“

„Wart! Du schon bei Stefan? Er wohnt noch immer in der Hütte, wo er mit Deinem Vater wohnte. Und die Hälfte der Hütte gehört ja Dir und ebenso die Hälfte des Gartens. Es ist ja das Erbe von Deinem seligen Vater und immer etwas wert.“

„Die Hälfte der Hütte und des Gartens gehört mir?“ wiederholte Werba verumndert.

„So wahr mir beide lebendig! Geh' mir und sage, wer Du bist. Sie werden Dich schon erkennen, neun Jahre sind keine Ewigkeit. Du brauchst dem Onkel nicht zu zürnen. Er hat mit dem Vater gut gelebt. Wenn er sich Deiner damals nicht angenommen, so hatte er ja selbst kein Brot. Uebrigens die Lante . . .“

Er stochte, griff wieder nach der Flasche und brachte das Gespräch auf einen andern Gegenstand. Endlich

Quer ehles Beginnen den Befall und die Unterstüzung alle aufgelmten Männer finden und die reichsten Früchte des Heiles drängen wird. Suren Arbeiten und Suren Bemühungen wird auch, so glauben wir, die Hilfe des allmächtigen Gottes nicht fehlen, der ja seine Kirche schützt und die Nationen des Erdkreises heilbar gemacht hat und darum auch Herrlich heilend in diese unruhig, die gegen die Unterwürfigkeit von Staat und Kirche zu selbe ziehen. Wäre er Euch möglich vorstellen, dem gemeinamen Feinde in Bezug auf Zeit und Gelegenheiten zuvor zu kommen, auf daß durch eure heilbringende Thätigkeit über die Sünden geheilt werden, die jener Hoffnung nicht und deren Sünde fördern, als sie etwas von dem uns Wert zu setzen vermögen, was sie zum größten Verderben von Staat und Kirche erkennen. In dem wir dies erbitten, verleihe Wir Euch, geliebte Söhne, und den übrigen, in dem frommen Bunde mit Euch Vereinten, als Unterpfand väterlicher Liebe von Herzen im Herrn den apostolischen Segen.

Gegeben zu Rom beim heil. Petrus, den 23. Dezember des Jahres 1890, im 13. unjeres Pontifikates.

Leo XIII. —

Hierzu bemerkt das „Hamb. Echo“:

Wenn alle die Unternehmungen des religiösen Fanatismus, des Borurteils und der Unwissenheit, wozu Päpste schon ihren „apostolischen Segen“ gegeben haben, den beabsichtigten Erfolg gehabt hätten, so würde es schlimm ausfallen in der Welt. Auch auf den Befehl des „Reperturns“, die „zur höhern Ehre Gottes“ ihre andersdenkenden Anhängern gesunden, gemindert und gemordet haben, hat bekanntlich der „apostolische Segen“ nicht verhindert. Und mit allen apostolischen Segen“ hat das Papsttum den Verfall der eigenen Kirche nicht verhindern können. Es wird auch den „katholischen deutschen Volksvereinen“ nicht behüten vor dem Schicksal, sich als eine Organisation der ultramontanen Diktatur wider den lebendigen Geist der Zeit zu erweisen.

Aber auch die Bemerkung „Unnen wir nicht unterdrücken, daß das Segens-Dokument des Papstes demselben, wie wenig „Se. Heiligkeit“ bis jetzt bei seinem „eifrigen Studium der sozialen Frage und des Sozialismus“, welches man ihm zuschreibt, gelernt hat. Ein Mensch, der — und wäre er auch der „unfehlbare“ Papst — behauptet, daß der „Untergang der gesellschaftlichen Ordnung“ beabsichtigt werde — ein solcher Mensch kennt nicht den Inhalt der sozialen Frage, nicht den Sozialismus und seine Ziele. Selbst der wüthendste Anarchismus, der erkrankt bekanntlich garnicht in Betracht kommt, will nicht den Untergang, sondern nur eine andere Gestaltung der gesellschaftlichen Ordnung. Und die Sozialdemokratie, welche der katholische Volksverein mit des Papstes Segen „in männlicher Bistatkraft“ überwinden soll, — er will (wofür das Papsttum noch niemals Verhändnis gehabt hat) die organische Weiterentwicklung, Äußerung und Ausgestaltung der gesellschaftlichen Ordnung nach dem Gebiete der höheren Sozialgerechtigkeit. Und wieder wird sich zeigen, daß diese Berechtigung den Sieg behält, während die Hierarchie endet wie ein banterotes Handelshaus.

Nach der „Freisinnigen Zeitung“ werden von der Militär-Verwaltung neue Forderungen an den Reichstag gestellt, welche den Militärretat dauernd belasten. Dahin gehören u. a. die Unteroffizierpensionen (4<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Millionen M.), die Schaffung von ca. 200 neuen Stabsoffizierstellen, die Gründung von zwei neuen Unteroffizierschulen und die Einführung von Pferdegeldern für Offiziere. Die Mehrkosten aus der letzteren Maßnahme belaufen sich für das preussische Heer auf 1 819 600 M., und sind daher für das gesamte Reichsheer auf etwa 2<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Millionen M. zu veranschlagen. Wir haben ja heidenmäßig viel Geld und ist daher an eine Ablehnung, vorzüglich der letzten Forderung, von seiten der Majorität des Reichstages garnicht zu denken.

Wie man in den Kriegervereinen keine Politik treibt. Prinz Hermann zu Sachsen-Weimar hat bei der Weihnachtsfeier des Militär-invalidenvereins zu Weimar eine Rede gehalten, in welcher er auch seine Freude darüber aussprach, daß im Verein eine gut patriotische Gesinnung aufrecht erhalten werde; bösen Einflüsterungen, die sich etwa in den Kriegervereinen geltend zu machen suchten, müsse durch energisches Geltendmachen des Hausrechts und Ausweisung solcher Elemente begegnet werden. Das sei keine „Politik in den Kriegervereinen“, sondern

die Erhaltung der Grundlagen, in deren Voraussetzung diese Vereine gegründet worden und auf denen allein sie bestehen könnten.“ — Das möge sich die Mitglieder des Militärinvalidenvereins hüthig merken! Was kümmern sie die fortschreitende Vertreibung von Deut und Fleisch, die fast unerschwingliche Höhe der Wohnungsmieten, die gedrückten Löhne, die Beschränkung des Koalitionsrechts der Arbeiter und der Volksrecht überhaupt? Wer eine gute patriotische Gesinnung hat, braucht nichts zu denken und hat sich auch dann dankbar zu erweisen, wenn ihm durch einen patriotischen Reichstag von Zeit zu Zeit durch indirekte Besteuerung der notwendigsten Nahrungsmittel der Broterwerb höher gehängt wird.

In Sachsen sind wieder eine Anzahl sozialdemokratische Siege bei den Gemeinderatswahlen zu melden; so entsieden in Schönau von 216 abgegebenen Stimmen 116 auf unsere Kandidaten, in Hofchau wählten die Unanfähigen mit 57 gegen 51 Stimmen die von uns aufgestellten Männer. Bei den Unanfähigen fehlten uns nur zwei Stimmen zur Majorität. In Oeltau wählten die Hausbesitzer mit 121 gegen 80 Stimmen Sozialdemokraten. Die Unanfähigen gaben 268 sozialdemokratische und nur 96 antizionalistische Zettel ab. In Oeltau siegten wir bei den Unanfähigen.

„Sozialdemokratische - antisemitische Partei“ ist der Name einer Partei, welche sich nach dem Stöckerischen „Volk“ in kurzen konstituieren wird. An der Spitze derselben steht ein gewisser Dr. Fennhagen und, wie es heißt, soll ein Berliner Bankier eine bedeutende Summe zur Gründung eines Parteiorgans zugesichert haben. Damit wäre dann die vierte antisemitische Spielart organisiert. Welche von den Fraktionen Stöcker, Liebermann, Bödel, Fennhagen wird aber die deutscheste sein?

Das Militärgericht in Mainz verurteilt, wie dem „Ab. R.“ geschrieben wird, in den letzten Tagen einen Unteroffizier vom 88. Regiment wegen Mißhandlung von Untergebenen zu zwei Jahren Festung und zur Degradation. Dem Verurteilten sind nicht weniger als 32 Fälle von Mißhandlungen nachgewiesen worden.

Aus Sachsen kommt die Nachricht, daß Herr v. Rostig-Ballwitz seinen Abschied erhalten habe. Sein Nachfolger ist Herr v. Metzsch, der, soweit bekannt, die Bahnen seines Vorgängers wandeln wird.

Zum schen Entbehrungslos. Von dem, was die Arbeiter der Aktienbrauerei zum Löwenbräu in München durch ihre Arbeit erzeugt haben, sind 1 535 150 M. als „Reingewinn“ den Arbeitern entzogen worden. Die Aktionäre stecken in diesem Jahre eine Dividende von 17 Prozent ein. — Und die Arbeiter? Nun, die sind eben nach der Meinung dieser Herren bezwegend auf der Welt, um den Aktionären Dividenden zu verdienen.

Ueber Selbstthaten antisemitischer Korpsstudenten schreibt man der „Frei. Zig.“ aus Worms, 5. Januar: Wie allwöchentlich, hielten auch am vergangenen Sonntag die hier anwesenden Korpsstudenten in Anwesenheit ihrer alten Herren — unter diesen die Herren Oberbürgermeister Richter und Kreisrat Gros — im Festhaus einen „S. C. Mens.“ ab. Zu gleicher Zeit fand in dem großen Saale desselben Lokals das Kränzchen einer Langstunden-Gesellschaft, zu der hauptsächlich Juden gehörten, statt. Von Anfang an hatten schon die Herren Studierenden versucht, die Gesellschaft der Langenden zu stören, waren jedoch von ihren alten Herren davon abgehalten worden. Sobald sie sich aber in vorgerückter Stunde allein saßen, ließen sie sich nicht mehr zurückhalten, sondern beduhten einen älteren Herrn, der zu der Tanggesellschaft gehörte, auf

die gemeine und brutalste Art. Der Angegriffene konnte sich nur mit Mühe in ein Zimmer retten, wo mehrere ältere Herren gemächlich beim Spielchen saßen. Aber auch dahin folgten ihm die Eindringlinge unter Führung jener Bornser Hühnersöhne. Nach einigen unersäthlichen Aussetzungen griffen die jungen Leute mit dem Rasen: „Jetzt aber mal drauf auf die Jähde!“ die nichtsahnenden Herren an. Es entwickelte sich eine Schlägerei, deren Resultat war, daß ein hiesiger hochangesehener Bürger und ein Kommis aus mehreren Kopfschunden fast blutend von einem herbeigeeilten Arzte verbunden werden mußten. Die Gesellschaft wird ein gerichtliches Nachspiel finden. — Der ganze Vorgang zeigt, zu was die Herren Antisemiten fähig sind.

Der „Reichsörgler“ besann unter der Firma der „Hamburger Nachrichten“ von seiner einseitig zu ergebenden „Leipziger Zeitung“ einen Fußtritt, wie er kräftiger kaum gedacht werden kann. Das Organ der sächsischen Regierung schreibt:

„Die ehemalige Offiziers-Wirtschaft, bei der man nie wußte, ob Fürst Bismarck oder ein obskurer Zeitungsredakteur gesprochen habe, und heute wiedererrichtet wurde, was gestern gesagt war, wird jetzt bekanntlich in den „Hamburger Nachrichten“ fortgesetzt. Insbesondere um die Satirewende hat das Blatt wieder eine Anzahl von Artikeln gebracht, die der Berliner Presse und ihren Blättern in der Provinz willkommenen Stoff zu allerlei möglichen Betrachtungen bieten und sie augenblicklich fast ausschließlich beschäftigen. Methode und Kampfsart sind dabei auf beiden Seiten die alten. Bald glaubt man an der Schreibart den alten Kaugler zu erkennen, bald wird man wieder zweifelhaft, ob man es lediglich mit einem der bekannten Strohmänner zu thun hat. Die alten Gegner des Kauglers haben daher letztes Spiel und die beschämende Tatsache, daß die Presse fast aller Parteien sich mit dem Wanne, dem Deutschland zu unauströschlichem Danke verpflichtet ist, in einer Weise beschäftigt, die weder des Fürsten noch des deutschen Volkes würdig ist, wiederholt sich von neuem. Wir haben uns herzlich gefreut, als die Journalisten-Unterredungen, die Ende genommen zu haben schienen und allmählich in Bergarbeit gerieten. Was dazu beitragen konnte, den Eindruck dieser Kongressungen zu verwischen und die Erinnerungen an den großen Kaugler nur in dem Bilde zu prägen, das uns aus früheren Jahrzehnten geläufig ist, haben wir seitdem gethan. Wir glauben daher im Einverständnis unserer Leser zu handeln, wenn wir uns auch an diesem neuesten Festzuge des Hamburger Blattes so lange als möglich nicht beteiligen.“

Hierzu bemerkt das „Berliner Volksblatt“: Der Fußtritt würde nicht so kräftig ausgefallen sein, wenn Herr von Rostig-Ballwitz noch im Sattel wäre. Bei dieser Gelegenheit sei erwähnt, daß der „widerpenfente Tote“ wirklich „Memoiren“ schreibt, „um gewisse dunkle Geschichtspartien, in denen er eine Rolle gespielt hat, aufzuhellen.“ Ei, das ist ja herrlich, ei, das ist ja schön. — Da erfahren wir vielleicht, was alles 1865 in Biarritz ausgemacht worden ist, als Fürst, damals einfacher Herr von, Bismarck bei Napoleon zu Besuch war, um den Bestand des „Erblandes“ gegen den „Bundesbruder“ Oesterreich zu gewinnen; und vielleicht erfahren wir auch, wer die famose Umser Depesche erschlößt und dadurch Napoleon zu der Kriegserklärung von 1870 gezwungen hat. Kurz, das kann interessant werden.

England. Die Fortbauer des Etreikes der schottischen Eisenbahn-Angestellten erregt wachsende Entrüstung unter den Industriellen und Geschäftsleuten. Der Gemeinderat von Leith verlangt die sofortige Einberufung der Mitglieder des aus Direktoren und Angestellten bestehenden Einigungsamtes und fordert die Regierung zum Einschreiten auf. Der Bahnverkehr hat sich seit den Feiertagen entschieden verschlechtert, während die Aussichten der Ausständigen bessere geworden sind, da die öffentliche Meinung sich zu ihren Gunsten ausspricht. — Wie ganz anders ist doch das Verhalten unserer Behörden solchen Vorkommnissen gegenüber. Wie finden vorzüglich die Staatsanwäite überall Vergehen der Streikenden und der sie Unterstützenden,

wurde der Hirt schläfrich. Er wiegte sich ein paar Mal hin und her und sank endlich auf das Strohlager hin, indem er murmelte: „O Gott! sei mir Sündigen gnädig!“ Dann schlief er ein. Lorenz entfernte sich, lustig vor sich hinpfeifend.

Dieses väterliche Erbgut, das Werda so unwerthig bereicherte, bestand in einer elenden Hütte, hinter der eine schmale Erdgrube den sogenannten Garten vorstellte. Die Hütte war fast baufällig und stand am Rande des Dorfes; ein kotiges Vorhaus teilte sie in zwei Hälften. Rechtsseitig befand sich eine ziemlich geräumige Stube mit einem Hinterbühnen, die vom Stefan Werda, Lorenzens Onkel bewohnt wurde, während die Stube zur linken nummehr eigentlich ein Stall war, da die Hauswirthin, eine Frau von vorgerücktem Alter und schwächlicher Leibesbeschaffenheit, einige Ferkel und eine Biene darin verjorgte.

„Gloht sei der Herr!“ grüßte Lorenz, den Für betretend, welchen seine Tante eben durchschreiten wollte.

„In Ungeheiß, Amen!“

„Ihr erkennt mich gewiß nicht — ich bin Lorenz.“

„Ah!“ rief das Weib aus, ihn aufmerksam betrachtend, als er ihr die Hand küßte. „Woher? Kommt doch herein!“

„Ah, ich bin viel herumgekommen. Wie geht es Euch?“

„Wie soll's gehen? Katharina liegt krank, das Fieber schüttelt sie und der Alte hat sich mit Mühe auf die Chaussee geschleppt.“

Unter dem Schapfelge auf dem Bette vernahm man ein leichtes Stöhnen.

„Ist er Straßenwächter?“

„Er arbeitet mit dem Spaten. Die Straße nach Nydnik wird neu aufgeschüttet. Du bleibst im Dorfe?“

„Auf dem Hofe; Knott hat mich in Dienst genommen.“

„So? Da wirst Du nicht lange bleiben. Es ist eine Räuberhöhle, kein Meierhof. Das Brot verwandelt sich dort einem in Stein. Dein Vater hatte ja am Hofe sein Leben lang gedient, und ich auch mehrere Jahre, was hatten wir davon? Er möge in die Erde versinken!“

„Es ist nicht viel besser in der Fremde,“ entgegnete der junge Werda. „Ich will schon lieber hier bleiben, gebt mir nur die Hälfte der Hütte zurück.“

„Nensch!“ rief die Tante betroffen aus, „fürchtest Du nicht Gott? jung, gesund und kräftig, willst Du uns die arneltige Kammer nehmen! Wo geben wir jetzt die Ferkel hin? Geh, Du wirst auf dem Hofe ein Obdach finden, und mehr brauchst Du ja nicht.“

„Dort ist leider kein Platz mehr. Doch will ich Euch helfen. Wir bauen im Garten hinter der Baracke einen kleinen Holzstall für das Vieh.“

„Die Kammer wird Dir auch nicht viel nützen. Das Fenster ist herausgefallen und es gießt durch die Decke.“

„Wenn ich auf der Straße schlafen müßte, würde ich noch mehr naß.“

„Fui!“ pucte die Stefanova grimmig auf die Seite. „Wilde Wölfe! Er möchte einen Altar plündern!“

„Albernes Gerede, Tante!“ meinte Lorenz. „Mit Euch reden und aus einem leeren Gefäße ins andere schütten ist daselbe. Doch ich habe keine Lust mit Euch zu zanken.“

Er machte dann Kehrt und ging von dannen.

Wie die Stefanova von Natur aus habfüchtig war und aus Not nach allem ein Gefäße hatte, so war wiederum der von ihr beherrschte Mann bereit, mit jedem zu teilen. Er half also ohne viele Rederei dem Bruderjohne schon am nächstfolgenden Abend die Tiere in Vorhause unterzubringen. Sofort machte sich Lorenz daran, in seine neue Wohnung Ordnung zu bringen. Er legte sie rein, stäubte sie ab, setzte das Fenster ein, verklebte die ausgefallenen Scheiben und dachte darüber nach, wie er sie von dem unliebsamen Dunste der früheren Bewohner befreien könnte. Er ließ daher Thüre und Fenster öffnen und brachte die Nacht bei seinem Freunde, dem Schafhirten zu. In aller Frühe ging er frisch ans Pflügen, denn die Feldarbeit gefiel ihm.

(Fortsetzung folgt.)

Schübel.

„Eine gemauerte Schiffe ist ein Funke der Wahrheit, der denen in's Gesicht fliegt, die ihn auszutreten suchen.“ (Wilson.)





